

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 151.

Posen, den 5. Juli 1928.

2. Jahrg

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

## Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

4. Fortsetzung.

(Nachdruck unterfragt.)

„Die Bestimmung in unserem Kontrakt, Trent. Ich habe sie bisher nicht für ganz korrekt gehalten — ich meine die Bestimmung, derzufolge Sie bei meinem Tode Alleinbesitzer der Konzession werden. Nicht wahr — die Ausichten standen nicht gleich zu gleich? Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß Ihnen etwas vor mir zustößen würde.“

„Ich aber habe den Plan gehabt und das ganze Unternehmen zustande gebracht. Sie haben nichts anderes getan als etwas Erz gefunden. Es war nicht mehr als berechtigt, daß der Vorteil auf meiner Seite war. Im übrigen haben Sie ja eingewilligt. Sie haben den Kontrakt unterzeichnet.“

„Aber ich war damals nicht ganz bei Sinnen,“ brachte Monty hervor. „Mir war es nicht ganz klar. Nein, Trent, es ist nicht sehr ehrlich von Ihnen. Ich habe doch auch mein Teil zum Gelingen beigetragen; und ich bezahle es mit meinem Leben.“

„Was kann es Sie jetzt noch kümmern,“ gab Trent mit unbewusster Mitleidslosigkeit zurück. „Sie können es doch nicht mitnehmen.“

Der dem Tode nahe Mann richtete sich halb auf. Seine fieberhaft glühenden Augen hefteten sich auf seinen Gefährten.

„Es ist für meine Tochter,“ bemerkte er heiser. „Ich möchte ihr so gern etwas hinterlassen. Wenn die Sache Gewinn abwirft, können Sie mit Leichtigkeit einen kleinen Teil entbehren. Hier ist ein Brief, für einen mir bekannten Notar bestimmt. Von ihm werden Sie alles über meine Tochter erfahren.“

Trent nahm den ihm überreichten Brief entgegen.

„Gut,“ sagte er leicht widerstrebend, „ich will Ihnen wohl versprechen, daß ich ihr etwas geben werde, aber ich kann keine bestimmte Summe nennen. Wir werden sehen.“

„Sie werden doch Wort halten?“ flehte Monty. „Ich möchte sie so gern wissen lassen, daß meine letzten Gedanken ihr galten.“

„Beruhigen Sie sich nur,“ sagte Trent und steckte den Brief ein. „Es weicht wohl ein wenig von unserer Vereinbarung ab, aber ich werde die Sache schon zufriedenstellend regeln. Noch etwas?“

Monty antwortete nicht mehr und fiel hintenüber. Eine plötzliche Veränderung trat in sein Gesicht. Trent, der schon mehr Menschen hatte sterben sehen, gab seine Hand frei und wandte sich ohne jedes sichtbare Mitgefühl ab. Dann riß er sich zusammen, klemmte die Zähne aufeinander, die Rinnmuskeln kantig gestrafft.

„Ich muß machen, daß ich von hier verschwinde,“ sagte er langsam mit hartem Nachdruck vor sich hin. „Ich verspüre durchaus keine Lust, mich hier umbringen zu lassen, und ich will noch weiterleben.“

Mit matt glänzenden Augen und geballten Fäusten setzte er schwerfällig seinen Weg fort. Eine Art Betäubung ließ sich auf ihn nieder, aber sein Hirn arbeitete weiter. Er hielt sich zähe an die einmal eingeschlagene Richtung. Aber was war da! War das die See, die er hörte? Das unausgeseht eintönige Rauschen? Und sah er dort Lichter vor seinen Augen — die Lichter Buchomaris oder die des Todes?

Wenige Stunden später wurde er bewußtlos, aber noch lebend, in unmittelbarer Nähe der Niederlassung am Boden liegend gefunden.

\* \* \*

Drei Tage später saßen sich zwei Männer in einem langausgestreckten Holzgebäude, dem größten und wichtigsten des Dorfes Buchomari, gegenüber. Einer von ihnen war Scarlett Trent, die Pfeife im Munde. Sein Gesicht trug nicht mehr viele Spuren der fürchterlichen Tage, die hinter ihm lagen. Ihm gegenüber hockte Hiram Da Souza, der einflußreichste Kapitalist dieser Gegend.

Der portugiesische Jude — über Da Souzas Nationalität konnte man bei seinem Anblick unmöglich im Zweifel sein — war für einen Mann seiner Rasse vierschrötig und groß. Er trug einen schmutzigen Leinenanzug und rauchte eine schwarze Zigarre. An jedem unsauberen kleinen Finger trug er einen Brillantring. Um die wulstigen Lippen spielte ein Lächeln. Der mit dem Negerkönig abgeschlossene Vertrag, der bereits Flecke und Ekelsohren zeigte, lag vor ihnen auf dem Tisch.

Da Souza führte hauptsächlich das Wort. Trent machte den Eindruck eines Mannes, der nur ganz flüchtig an der Sache interessiert ist.

„Sehen Sie her, mein Bester,“ bemerkte der Portugiese, „Ihre kleine Konzession ist, richtig betrachtet, ein sehr risikantes Unternehmen. Die Neger haben durchaus kein Ehrgefühl. Habe ich das nicht schon oft zu meinem Nachteil erfahren müssen?“

Trent hörte ihn mit geringschätzigem Schweigen an. Da Souza hatte ein Vermögen erworben, indem er Rum im Kongogebiet einfuhrte und dadurch wahrscheinlich mehr zu dem moralischen Verfall der Neger beigetragen hatte als sonst jemand in Afrika.

„Die Einwohner Bekwandos stehen in schlechtem Ruf — in sehr schlechtem Ruf sogar. Und was Ihre Auffassung vom Innehalten eines Vertrages anbelangt, mein lieber Trent, so können Sie ebensogut erwarten, daß Diamanten wie Pilze unter unseren Füßen zum Vorschein kämen.“

„Das Dokument ist vom König unterzeichnet,“ erwiderte Trent, „und zwar in Gegenwart von Hauptmann Francis, der hier für das englische Gouvernement als Generalbevollmächtigter auftritt. Es war kein Geschenk, bilden Sie sich das etwa nicht ein — es hat sehr viel gekostet. Wir haben vierzig Träger mieten müssen, die unsere Geschenke nach Bekwando brachten, dazu haben wir drei Monate benötigt, das Geschäft in Ordnung zu bringen. An der Sache ist reichlich zu verdienen, um uns beide zu Millionären zu machen.“

„Warum wollen Sie mir dann einige Anteile überlassen?“ forschte Da Souza funkelnden Auges.

„Weil ich keinen roten Heller mehr besitze,“ gab Trent zurück. „Ich muß bares Geld haben. Ich habe noch nie fünftausend englische Pfund in Händen gehabt — selbst keine fünftausend Schilling. Aber wenn Sie mir etwas als Gründungskapital geben wollen, dann werde ich, so wahr ich lebe, meinen Verpflichtungen nachkommen.“

Der Portugiese ließ sich hintenüber in seinen Stuhl fallen und hob die Hände gen Himmel.

„Aber mein Bester, Sie glauben doch nicht etwa — Sie glauben doch ganz bestimmt nicht, für diesen Papierseken eine Summe von fünftausend Pfund oder fünf- undzwanzigtausend Dollar zu bekommen!“

Das Erstaunen auf seinem Gesicht — halb bekümmert, halb tadelnd — war prächtig gezeichnet. Aber Trent ließ sich nicht irreführen und verzog verächtlich die Lippen.

„Für den Papierseken, wie Sie ihn zu nennen belieben, haben wir unsere jahrelang saurer ersparten Pfennige geopfert und ein wochen- und monatelanges Leben in Wäldern und Sümpfen verbracht — es hat einem Menschen das Leben gekostet — von den Negern, die gleichfalls ihre Haut zu Markte trugen, ganz zu schweigen. Kurz und gut, ich bin nicht hierhergekommen, mit Ihnen ein Plauderstündchen zu verleben. Wollen Sie sich beteiligen — ja oder nein? Wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben, gehe ich zu einem anderen. Sagen Sie es nur rund heraus, dann trinken wir ein Glas und scheiden in Frieden. Aber wenn Sie Geschäfte mit mir machen wollen, dann hören Sie meine Bedingungen: Fünftausend englische Pfund gegen ein sechstel Anteil.“

„Ein Sechstel!“ schrie der andere, „ein Sechstel!“ Trent nickte.

„Das Geschäft ist mindestens eine Million wert — Pfund, wohlverstanden, keine Dollar. Ein sechstel Anteil bedeutet ein großes Vermögen. Verschwenden Sie nicht Ihre Zeit, vor mir hier Ihre Augen zu verdrehen. Sie haben meine Bedingungen gehört, und ich weiche einen Schritt davon ab.“

Da Souza nahm das Schriftstück auf und las es zu wiederholten Malen durch.

„Die Konzession ist Scarlett Trent und einem gewissen Monty übertragen,“ bemerkte er. „Wer ist dieser Monty und wie weit hat er bei unseren Verhandlungen zu bestimmen?“

Trent biß die Zähne zusammen und erklärte, ohne einen Moment zu stocken:

„Es war mein Kompagnon, aber er ist in der Nähe der Sümpfe gestorben. Wir haben einen furchtbaren Rückweg gehabt, auch mir hätte es beinahe das Leben gekostet.“

Trent erzählte nicht, daß sie sich volle vier Tage und Nächte vor den Eingeborenen, die der König von Bekwando ihnen nachgeschickt hatte, in Höhlen und auf Bäumen hatten verstecken müssen, daß ihre Träger fortgelaufen und sie gezwungen waren, den eigentlichen Weg zu verlassen, um sich durch einen unbekanntem Teil des Urwalds einen Pfad zu bahnen.

„Aber der Anteil Ihres Teilhabers,“ erkundigte sich der andere, „wie steht es damit?“

„Geht auf mich über,“ antwortete Trent lakonisch. „War zwischen uns so ausgemacht, als wir das Unternehmen gründeten. Es war eine ehrliche Vereinbarung. Sie können es dort lesen.“

Da Souza nickte.

„Doch Ihr Kompagnon? Waren Sie persönlich bei seinem Sterben zugegen? Sind Sie überzeugt, daß er tot ist?“

Trent neigte den Kopf.

„Er ist so tot, wie man es sich nur vorstellen kann.“

„Ich biete . . .“ begann Da Souza.

„Und wenn Sie mir viertausendneunhundertneun- undneunzig Pfund bieten,“ fiel Trent ihm barsch ins Wort, „dann würde ich noch mit Freuden darauf verzichten.“

Da Souza seufzte. Dieser Scarlett Trent war kein Mann, mit dem sich leicht verhandeln ließ.

„Gut,“ entschloß er sich. „Falls ich nun zustimme, sind Sie dann bereit, mir einen sechsten Teil zu überlassen, sowohl von Ihnen aus wie seitens Ihres verstorbenen Kompagnons?“

„Genau so,“ erwiderte Trent. „Heraus mit dem Gelde, und Sie haben Ihren Anteil.“

„Ich gebe Ihnen viertausend Pfund für ein Viertel.“ Trent klopfte seine Pfeife aus und erhob sich.

„Wir wollen keine Zeit mehr verschwenden,“ sagte er, „gehen Sie etwas aus dem Wege. Ich möchte gehen.“

Da Souza hielt die Hände beharrlich auf der Konzession.

„Aber lieber Freund,“ beschwichtigte er, „Sie sind immer gleich so heftig. So kurz angebunden. Nehmen Sie doch Vernunft an. Ich will Ihnen also fünftausend Pfund für ein Viertel geben. Das ist die Hälfte meines Vermögens.“

„Her mit dem Vertrage,“ forderte Trent. „Ich gehe.“

„Für ein Fünftel denn,“ rief Da Souza.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ging Trent zur Tür. Da Souza köhnte.

„Sie werden mich ruinieren,“ wehklagte er, „so wahr ich hier sitze. Nun gut: Fünftausend für ein sechstel Anteil. Es ist fortgeworfenes Geld.“

Wenn Sie so darüber denken, müssen Sie es nicht tun,“ bemerkte Trent von der Schwelle aus. „Machen Sie was Sie wollen. Mich läßt es kühl.“

Eine volle Minute verharrte Da Souza noch in Unschlüssigkeit. Er setzte großes Vertrauen in den Reichtum des Landstrichs, der in der Konzession erwähnt war. Er mußte wahrscheinlich mehr darüber als Trent selbst. Aber fünftausend Pfund waren keine Kleinigkeit, und es bestand immerhin die Möglichkeit, daß das Gouvernement, im Falle Schwierigkeiten auftauchen würden, den Inhabern die Unterstützung abschlug. Er zögerte so lange, daß Trent bereits aus der Tür war, bevor er sich zu einem endgültigen Entschluß durchgerungen hatte.

„Herr Trent!“ rief er. „Kommen Sie zurück. Ich nehme Ihren Vorschlag an. Ich mache mit.“

Trent kehrte langsam zurück. Sein Gesichtsausdruck verriet nicht die geringste Freude.

„Haben Sie das Geld hier?“

Da Souza brachte einen Haufen Gold und Banknoten ans Tageslicht. Trent zählte alles sorgfältig nach und barg es in seine Tasche. Dann ergriff er eine Feder und unterschrieb das Schriftstück, das der andere inzwischen entworfen hatte.

„Einen Whisky?“ fragte er.

Da Souza schüttelte den Kopf.

„Je weniger wir in diesem gottvergessenen Land trinken, um so besser. Alkohol ist hier fast ebenso gefährlich wie Gift, glauben Sie mir. Ich will eine Zigarre non Ihnen rauchen, wenn Sie zufällig eine bei der Hand haben.“

Trent holte eine Handvoll Zigarren hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Hugo Marti:

## Die Heide.

O du weites, weites Land!

Die stille Sommermittagsstunde  
Lagt wie eine weiche Hand  
Klimmernd über dich von Strahlen  
Goldgewobenes Gewand.

Du ruhst in einem frommen Traum,  
Den auf blauem Himmelsgrunde  
Zwischen Palm und Birkenbaum  
Eilende Wolken schimmernd malen.

Und deine Felder atmen kaum.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Orell Füssli, Zürich dem Buche „Der Kelch“ von Hugo Marti entnommen.)

# Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von **Wichard Sahn**, stud. rer. pol., Posen.

(7. Fortsetzung.)

Sonntag nachmittags ging's mit zwei Frithjofern im Stulbrüder hinaus nach der Weichsel. Beim Anblick des breiten Stromes war unser Entschluß, nach Danzig zu fahren, ganz gefestigt. Die Weichsel mußten wir kennen lernen!

Montag brachte der Postbote den so lange ersehnten Brief, der einen vergessenen Personalausweis enthalten sollte. Wer konnte ihn anders vergessen haben, als der Hauptinspirator der großen Fahrt, unser Obmann! Na — „und was man nicht im Kopfe hat“, das kann man auch mit der Eisenbahn nachholen. „Mit den Beinen“, wie das bekannte Sprichwort lautet, hätte es wohl etwas lange gedauert. Nachmittags fuhr er nach Posen, die andern brachten das Boot ins Botshaus von H.C. „Frithjof“.

Am 5. August setzten wir die Fahrt nach dreitägiger, nicht gewollter Unterbrechung fort. Am Vorabend der Abfahrt lief ein Zweier des Graubenzler Ruder-Vereins im Frithjofhafen ein, so daß wir bis nach Graubenz Gesellschaft hatten. Zwar ging ans der „Wilhelm“, das war der Name des Zweiers, verloren, da wir zu viel Zeit beim Einkaufen des Proviantes gebraucht hatten, aber auf der Weichsel trafen wir uns wieder. In Brauhau passierten wir die letzte, aber größte Schleuse, die wir auf unserer Wanderschaft zu sehen bekamen. Frohen Mutes ruderten wir hinaus auf die Weichsel. Schnell führten ihre gelben Fluten das Boot stromab. Endlich waren wir frei und nicht mehr abhängig von der Dienstzeit der Schleusenmeister, so daß wir unsere Marschroute nach Belieben einteilen konnten. In der Nähe der großen Jordaner Brücke trafen wir mit den Graubenzlern wieder zusammen, um den Weg bis zu ihrer Heimatstadt gemeinsam zurückzulegen. Bald überholten wir ganze Flottilien von Flößen. Tief aus Polen bringen sie ihre Holzfrachten nach Danzig herunter. Dort werden sie auseinandergerissen, wandern in Sägemühlen und werden in Form von Brettern oder Bohlen über See verfrachtet. Ein schwerer Beruf ist es, Flößer auf der Weichsel zu sein. Unzählige Sandbänke liegen in dem Strome, die mit den Flößen zu umgehen sind. Was das aber bedeutet und wieviel Kraft und Fähigkeit nötig ist, ein Floß bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Flusses sicher durch die vielen Sandbänke zu führen, davon kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der die riesigen Ausmaße der Flöße gesehen, die hier Weichsel-ab kommen. — Auf allgemeinem Wunsch wurde die Fahrt frühzeitig abgebrochen. Der Wettergott hatte einen groben Strich durch die Rechnung gemacht; im Regen aber wollten wir nicht weiterfahren. Unser Lager wurde dieses Mal festlich ausgebaut, es galt drei Gänge bei uns aufzunehmen. Um den Raum unter dem Spitzzelt ganz auszunutzen, wurde ein etwa einhalb Meter tiefes Rechteck ausgehoben. Dadurch gewannen wir soviel Platz, daß der ganze gedeckte Raum zum Liegen frei wurde. Zwar mußten wir wie „Delfarinen in einer Büchse“, einer dicht neben dem andern, aufstrecken; aber geschlafen hatten wir köstlich. Ein gewaltiges Feuer erhobte bald unseren Lagerplatz, und beide Mannschaften zeigten, wie weit sie im Laufe ihrer Tour auf dem Gebiete der Kochkunst fortgeschritten waren. Selbst Fische gab es, die bei einem vornehmen Souper selbstverständlich nicht fehlen dürfen. Einer von den Graubenzern zog, wie auf Kommando, einen Fisch nach dem andern aus der Weichsel. Groß waren sie zwar nicht, dafür schmeckten sie um so trefflicher. Bei den verschiedenen Gängen, mit denen einer den anderen immer von neuem zu übertrumpfen suchte, zog sich dieses seltsame Kochfest bzw. Examen bis tief in die Nacht. Die Flöße, die wir am Tage überholt hatten, trieben wieder an uns vorüber. Ein unbeschreiblicher, ergreifender Eindruck ist es, wie diese großen Holzmassen stromab schwimmen. Im Abendnebel und im Grau der Dämmerung erscheinen sie auf der helleren Wasserfläche als ein dunkles Etwas mit undeutlichen Umrissen. Unzählige kleine Kochfeuer brennen auf ihnen. Im Dämmerlicht hat es den Anschein, als ob die vielen kleinen Lichter wie von einer übernatürlichen Macht gehalten, über das Wasser schweben. Und es ist, als ob dieses getragene, gleichmäßige Stromabtreiben der Holzmassen in den Tiefen der Flößer wieder zum Ausdruck kommt. Ihre schwermütigen Melodien hallten klar über den ruhigen Wasserspiegel. Russische Volkslieder schienen es zu sein, die einer der Flößer in reinem, kräftigen Tenor sang und durch Busch und Dörnen bis in unser Lager drangen. Andächtig lauschten wir diesen fremden, tragischen Melodien, bis sie sich in der Ferne verloren. Vor dem Schlafengehen losten wir die Nachtwachen aus. Wir sahen uns zu dieser Sicherheitsmaßnahme genötigt, da wir in der Nähe eines Dorfes lagerten und die Boote in einiger Entfernung am Ufer lagen. Schlimm war es nicht. Jeder mußte eine Stunde Wache stehen. Mit großem Hallo wurden die beiden Glückspilze begrüßt, die als erster bzw. letzter an die Reihe kamen und ihre fünf Stunden ohne Unterbrechung schlafen konnten.

Am nächsten Morgen ruderten wir nach kurzer Zeit an Kulm vorüber. Hoch liegt es auf einem Berge, etwa zwei Kilometer von der Weichsel entfernt. Eine Pendelfähre hält hier den Verkehr zwischen beiden Ufern aufrecht. Geraden Weges führt der Fluß nach Schwab. Schon von weitem ist die Stadt zu sehen. Sie ist, wie die übrigen Weichselstädte, auf einem Höhenzuge erbaut. Am Abhange dieser Hügelkette, die von Schwab nach Kilometerweit das linke Weichsel bildet, fließt das Schwarzwasser entlang und mündet im spitzen Winkel in die Weichsel, so daß

beide Flüsse eine Halbinsel bilden. Aus dem dichten Weiden- und Gehölz dieser Landzunge ragt die Ruine einer Deutschordensritterburg hervor. Dach und Innenraum sind schon verfallen, aber der Turm ist noch in seiner früheren Vollkommenheit zu sehen und zeugt von vergangener Macht. An der Höhenkette fährt man dann entlang; steil fallen die Ufer, von Witterung und Hochwasser zerfressen, zur Weichsel ab. Wild wachsen Sträucher und Bäume in den Hängen. Ganz romantischer Charakter haben diese Steilufer, die man bis Dirschau noch öfters findet; immer wieder treten sie in anderen Variationen auf und geben dem Auge stets neuen Anreiz, aber niemals werden sie eintönig wir. In der Höhe von Sartowitz legten wir an. Das Trinkwasser war ausgegangen, und der Durst hatte uns ans Land getrieben. Trinkbares Wasser bekommt man in den flugnahen Gehöften nicht. In der Regel ist dieses Brunnenwasser noch gelber als das Wasser in der Weichsel. Daher wollten wir hinauf in das Dorf Sartowitz, das auf dem vorher erwähnten Höhenzuge liegt. Ein breites, flaches Schwemmland ist den Hügeln umgeben eingehauen. Man denkt ein Stück „Wildwest“ vor sich zu haben, wenn diese schmalen Pfade in dem zu beiden Seiten einige Meter hohem und undurchsichtigem Gestrüpp durchwandert. Einer hinter dem anderen zogen wir die engen Wege entlang und stiegen hinauf in das Dorf. Als wir die Dorfstraße zum Wirtshaus entlangschlenderten, da lag links zu unseren Füßen das Weichselthal, golden überstrahlt von der heißen Mittagssonne. Eine wundervolle Aussicht genießt man hier oben, weit kann man in die grüne Niederung sehen, silbergrau durchschnitten von der sonnenglühenden Weichsel. Nach einstündigem Aufenthalt stiegen wir hinunter zu unseren Booten und ruderten nach Graubenz weiter. Dieser Weg verdient besonders erwähnt zu werden. Schräg von achtern war eine frische Brise aufgekommen, wir konnten segeln. Immer ein frohlicher Moment auf Wanderschaften, wenn man auf fremde Kosten weiter fahren kann! Vorsichtig wurden beide Boote längsseite aneinander gefoppelt. Aus einer riesigen Dede entstand mit Hilfe von Stülks und Bootshaken in kurzer Zeit eine provisorische Segelborrichtung. Geschwind nahm uns der Wind stromab. Eine feine Fahrt, so schnell über das Wasser zu gleiten und sich die Sonne auf den Rücken brennen zu lassen. Nur zu schnell war diese schöne Zeit vorüber. Die Graubenzler Eisenbahnbrücke erschien vor uns, eine Biegung des Flusses, und der Wind stand wieder von vorne. Traurig packten wir unsere Segelstangen zusammen und haben sie auf der ganzen Fahrt nie wieder gebrauchen können. Für kurze Zeit legten wir am Bootshaus des Graubenzler Rudervereins an. Unsere Reisegefährten begleiteten uns noch bis zu den Festungswerken, berüht durch die heldenmütige Verteidigung Courbières in den Napoleonischen Kriegen, dann schlugen wir allein unseren Kurs ein. Nach 12stündiger Fahrt waren wir in Neuenburg, das man auf weite Entfernungen schon sieht. Am Fuße der Stadt hielt uns ein polnischer Zollbeamter an und winkte, an das Ufer zu kommen. Wir drehten bei und trafen ihn sehr ungnädig über unser Verhalten vor. Er behauptete, zehn Minuten nach uns gerufen zu haben, bis wir schließlich auf seinen Anruf reagierten. Da wir uns in der Tat ganz unschuldig fühlten, schenkte er unseren Beteuerungen Glauben, daß man weder ihn in seiner grünen Uniform in den Büschen sehen, noch sein Rufen in einigen hundert Metern Entfernung auf offenem Wasser hören könne. Er verlangte die Personalausweise und entließ uns wieder, als wir alles vorschriftsmäßig gezeigt hatten. Ja — und seine schlechte Stimmung war so weit verfliegen, daß er uns gute Ratschläge erteilte. Da wir Aussicht auf helle Mondnacht hatten, wollten wir „Nachtlicht“ machen und durchrudern. Der Zollbeamte riet uns aber ab. Ungefähr von Neuenburg ab gehört das rechte Weichselufer zu Deutschland, und so trifft man auf dem linken Ufer viele Grenzbeamte, die das Schmuggeln über den Fluß verhindern sollen. Ein jeder von ihnen würde uns anhalten und da wir einen Anruf todlicher nicht hören würden, so wollten wir uns der Gefahr, ein paar Kugeln um die Ohren pfeifen zu lassen, nicht aussetzen. In der Höhe von Marienwerder, dessen Lichterschein die Nacht über in der Ferne zu sehen war, legten wir in einer großen Buhne an. Etwa am Ende des Neuenburger Höhenzuges. Auf Beschluß des „Kriegsrates“ wurde das Zelt nicht aufgeschlagen, damit der „Wecker der Wanderschaften“ die Kälte, uns so früh wie möglich auf die Beine bringen sollte. Wir wollten am folgenden Tage unbedingt Danzig erreichen. Es war eine merkwürdige Nacht, so auf der Grenze zu liegen, hier Polen — dort Deutschland. Eine Menge von Gedanken wirbelte uns durch den Kopf, und es dauerte lange, bis wir endlich einschliefen.

## Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andere belacht's.

Es liegt am System.

Man soll den Finanzämtern keinen Vorwurf machen. Neu- lich war großer Prach in L., weil ein dortiger Kaufmann fol- gende Rechnung erhielt:

Herrn Wilhelm Koch, Wollstr. 54:  
 Kanalgebühren für Januar—März 1928 . . . 0,01 Mark  
 Gebühren . . . . . 0,60 Mark

insgesamt: 0,61 Mark

Zur Abwendung der Pfändung ist der Vollziehungsbeamte ermächtigt, Zahlungen entgegenzunehmen.

Man schimpfte auf das Finanzamt. Zu unrecht. Was sollte es tun? Den Pfennig nicht einziehen? Dann hätte der Beamte einen Kliffel bekommen. Also einziehen! Der Weg aber ist genau vorgeschrieben und der gleiche, ob es sich um 1000 Mark oder einen Pfennig handelt. Nicht das Finanzamt trägt die Schuld, es liegt am System! Und solange das nicht geändert wird, werden Rechnungen wie oben keine Seltenheiten bleiben.

**Eine Stadt wird versteigert.**

Mister Squire Drake, welcher Besitzer des gesamten Grundeigentums der Stadt Amersham in der Grafschaft Buckingham ist und der sich in pekuniären Schwierigkeiten befindet, läßt am 15. Juli die ganze Stadt meistbietend versteigern. Die Regierung hat angeordnet, daß jeder Hausbesitzer das Recht haben soll, den Grund und Boden, auf dem sich das Gebäude erhebt, möglichst billig zu erwerben. Wer kein Geld hierzu besitzt, muß sich gefallen lassen, daß ein anderer meistbietend Neubesitzer wird. Versteigert wird auch die berühmte reformierte Kirche, in der John Knox und Richard Baxter in den sechziger Jahren des 16. und 17. Jahrhunderts gepredigt haben. Wer eine Kirche kaufen will, der fahre am 15. Juli zur Versteigerung nach Amersham.

**Amerikaner an der Arbeit.**

Ein deutscher Arzt traf jüngst auf dem Bahnhof in Florenz ein ihm bekanntes amerikanisches Ehepaar.

„Manu?“ sagte er, „Sie wollen schon wieder fort?“

„Ja, wir fahren nach Rom.“

„Wie lange waren Sie denn in Florenz?“

„Zwei Tage.“

„Und da sind Sie schon fertig?“

„Gewiß“, sagte die junge Frau, „wir haben uns die Arbeit geteilt, mein Mann ‚nahm‘ die Kirchen und ich die Museen.“ (He did the churches and I did the galleries.)

**Weltuntergang in Jerusalem.**

Man ist sehr abergläubisch in Jerusalem, und als ein paar Propheten für den 28. Mai den Untergang der Welt vorausgesagt haben, lagerte in jener Nacht eine riesige Menge im Freien und wartete darauf, daß sich irgendwo ein Erdspalt öffnen oder sonst etwas ganz Außergewöhnliches geschehen möge. Und in der Tat, pünktlich um Mitternacht ging ein tolles Gewitter los, das sich in einem ungeheuren Platzregen entlud. Ein Gewitter aber und ein Platzregen sind in Palästina so seltene Ereignisse, daß man an den guten Willen der Welt, unterzugehen, glaubt und daß das Vertrauen in die Weissagungen der Propheten nicht erschüttert wurde.

**Er muß beißen.**

Mitten zwischen einer Menschenmenge auf dem Marktplatz zu Derby bemerkte man plötzlich einen Mann, der auf allen Vieren kroch und versuchte, junge Mädchen in die Knöchel zu beißen. Zwei der Gebissenen hatten laut aufgeschrien und dadurch die Aufmerksamkeit auf den Knöchelbeißer gelenkt, ein drittes Mädchen wehrte sich, indem es dem Manne gegen die Nase trat. Vor Gericht, wo er fünf Pfund Sterlinge Strafe erhielt, erklärte er sich als Mädchenknöchelsetischer und meinte, er werde wohl diese Leidenschaft nicht mit Erfolg bekämpfen können. Eine gefährliche Manie! Wie leicht kann ihm da mal jemand richtig auf den Schlips treten.

**Briefmarken auf Badeanzügen.**

In dem amerikanischen Badeort Wildwood, wo es verboten ist, in Badeanzügen das Postamt zu betreten, haben die Kurgäste eine Eingabe gemacht und um Aufhebung dieser Verordnung gebeten. In der Eingabe heißt es:

„Es ist so außerordentlich bequem, die Briefmarken an den nassen Badeanzügen anderer Gäste anzusehen, was zudem noch den Vorteil hat, daß man nicht den Regierungsleim ablecken muß.“

Wenn die Badeverwaltung Humor besitzt, geht sie darauf ein.

**28 Kopferbrechen.**

**Ein lustiges Würfelspiel**

I	E	N	Ü	U	F	D	L	H	S	H	A
L	E	H	H	R	E	U	I	C	M	S	B
G	I	W	L	G	N	L	W	S	D	E	M

Werden diese Quadrate nach entsprechender Drehung in eine andere Reihenfolge gebracht, so ergeben die wacker durchlaufenden Buchstabenreihen drei bekannte deutsche Städtenamen.

D. S.

**Kopfsprung.**

		wun-	ren				
vor-	den	lo-	rund-	lo-	als	fest	wun-
ver-	um	zeit	ist	das	den	al-	sor
schla-	dien'	un-	der	keit	bes-	daß	tap-
		kampf	gen	sel	hel-	fer	lich-
		dir	dir	aufs	mensch-	frist	len
del-		spo-	lern'	im	zu		der
			der	mes-			
		ne	ser	ren	du	dienst	je-

**Silbenrätsel.**

au — bel — bel — bel — bil — büt — chel — chel  
 — del — ei — eims — el — frö — ga — gall —  
 gel — is — lor — mo — nach — nes — o — pel —  
 pal — pre — pu — ra — ras — sel — tel — tel —  
 ti — to — vier — zwie

„L“ ist der gemeinsame Endbuchstabe der aus vorstehenden Silben zu bildenden Wörter. Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen weltberühmten deutschen Erfinder, dessen wir an seinem 90. Geburtstag in dankbarer Verehrung gern denken.

Die Wörter bedeuten: 1. Tischgerät, 2. Handwerkszeug, 3. Fahrzeug, 4. Pädagogen, 5. Bruchteil, 6. Edelstein, 7. Singvogel, 8. Ruzpflanze, 9. Baumfrucht, 10. ostpreussischen Fluß, 11. Gunderaffe, 12. Teil von Hamburg, 13. Pilzart, 14. biblisches Volk, 15. Unkraut.

**Zifferblattkrästel.**

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII  
 Statt der Ziffern auf dem Zifferblatte einer Uhr setze man die Buchstaben a—e—e—i—k—l—l—o—p—r—s—t derart ein, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung über Wörter von folgender Bedeutung hinweggehen:

- I — IV Staatliche Einrichtung
- II — IV Kalter Wind
- II — V Fluß in Hannover
- III — VIII Bestimmter Ort
- IV — VII Schweizerischer Held
- IV — IX Wirtschaftsartikel
- V — VIII Altes Maß
- VII — XI Nordischer Mannernamen
- VIII — XII Weiblicher Vorname
- XI — I Küstengebirge
- XII — VI Jünger

**Verfälschungsaufgabe.**

- 1. Punsch + Bett. 2. Agnes + Ruf. 3. Senf + Pech.
- 4. Wachs + Eis. 5. Reife + Aga. 6. Trocken + Gehl. 7. Fron + Kind.

Die Buchstaben von je zwei Wörtern sind miteinander zu verschmelzen und zu ordnen, so daß man sieben bekannte Vogelnamen erhält, deren Anfangsbuchstaben wiederum einen Vogel nennen.

**Auflösung Nr. 26.**

Besuchskartenkrästel: Generalkonsul.

Silbenrätsel: „Einer acht's, der zweite betracht's, der dritte belacht's; was macht's?“ 1. Gulahptus. 2. Ingalstadt. 3. Niemi-zwitsch. 4. Europa. 5. Regenwurm. 6. Atlas. 7. China. 8. Dreptom. 9. Spiritus. 10. Duett. 11. Englisch. 12. Rosa. 13. Zobel. 14. Wunde. 15. Sigelb. 16. Zphigenie. 17. Tablett. 18. Supprat. 19. Bellini. 20. Einhufer. 21. Treibjagd. 22. Khabarber. 23. Amnestie. 24. Chlorid. 25. Texas.

Silbenkreuzwortkrästel: Wa g e r.: 1. Polo. 3. Ader. 5. Neau-mur. 8. Maria. 10. Kamera. 12. Mundharmonika. 13. Arjen. 14. Dumas. 16. Ase. 17. Guizendant. 18. Saba. 20. Minaldo. 22. Angela. 23. Nauen. 25. Igel. 26. Siola. 28. Tonka. 29. Waselin. 31. Mraune. — S e n f r.: 2. Dore. 3. Amur. 4. Art. 6. Automobilrennen. 7. Pflaume. 8. Magen. 9. Imundfen. 10. Rakabu. 11. Kate. 13. Arjenal. 15. Massage. 16. Ariosto. 18. Sage. 19. Balalaita. 21. Donau. 22. Angel. 24. Enfelin. 25. Ideal. 27. Laba. 28. Lonne. 30. Segel. 32. Kauschen.

Veränderungsaufgabe: Klopstock (geb. am 2. 7. 1724).

Verantwortlich: Hauptkristleiter Robert Stra, Bograd